

## **Birgit Stollhoff CJ**

Sr. Birgit Stollhoff CJ arbeitet bis Ende Mai 2015 in der Medienarbeit des Bistums Hildesheim bei Berward-Medien und bereitet sich im Anschluss im Terziat (u.a. in Schweden) auf die ewige Profess vor.



Birgit Stollhoff CJ

## **Nachbarschaft als Nachfolge**

Die Schwestern der Congregatio Jesu teilen sich ihr Haus in Hannover mit Flüchtlingsfamilien

Erst hören wir ein Kichern, eine Tür oben im Haus fällt zu. Dann ein Rumoren im Treppenhaus, einzelne quiekende Stimmen streiten sich und Trappelschritte kündigen an, wer da kommt. Und dann stehen sie da, drei kleine dunkelhäutige Kinder mit großen braunen Augen und wollen unterhalten werden: Die fünfjährige Hilda zeigt stolz ihre neue Flechtfrisur; der zweijährige Gabriel ist fasziniert vom Hausbrunnen und der dreijährige Solomo rennt gleich in die Küche und fordert lautstark Schokolade. Statt ruhigem Kaffeetrinken mit der Mitschwester steht als nächstes Seifenblasen-Fangen auf dem Programm.

Seit einem Jahre leben sie bei uns: derzeit sechs Frauen mit ihren Kindern;

aktuell drei kleinen Kindern und einem Jugendlichen. Dazu kommen vier Babys, die in diesem Jahr bei uns geboren wurden. Die Frauen kommen überwiegend aus Afrika, Ghana; manche haben weitere Kinder in Afrika oder anderen Ländern zurückgelassen. Die ersten Familien sind schon wieder ausgezogen, neue sind gekommen. Warum die Frauen nach Deutschland kommen, wissen wir nicht. Zum Ende der Schwangerschaft haben sie sich hier als Flüchtlinge gemeldet und sind unserem kleinsten Flüchtlingsheim in Hannover zugewiesen worden. Seither ist es lebendig geworden bei uns fünf Schwestern der Congregatio Jesu in Hannover.

„Flüchtlinge von heute sind Nachbarn von morgen – so sollten wir sie behan-

deln“, hat der niedersächsische Ministerpräsident Stephan Weil gefordert und diese Nachbarschaft leben wir. Unser dritter Stock stand schon länger leer. Da passte der Vorschlag unserer Oberin, dort Flüchtlinge aufzunehmen, perfekt. Das Bistum unterstützte die Idee von Anfang an, die Caritas übernahm die Leitung und Zuständigkeit: Formal ist unser Flüchtlingsheim eine Zweigstelle eines größeren Wohnheims der Stadt, allerdings mit einer eigenen Sozialarbeiterin in Teilzeit und Nachtwächtern. Für uns war und ist das eine wichtige Entlastung und dient der Klarheit unserer Rolle: Wir sind nicht verantwortlich für die Flüchtlinge. Dafür hätten wir weder die Qualifikation noch die erforderliche Zeit neben unsere anderen Aufgaben – in Landesbüro der Caritas, im Provinzrat, in der Medienarbeit und in der Gefangenenseelsorge. Wir verstehen uns im besten Sinn als die ersten Nachbarn unserer Mitbewohner.

Was bedeutet es für eine kleine Gemeinschaft, Flüchtlinge aufzunehmen? Zuerst hat sich unsere Wahrnehmung verändert: Wir haben die Nachrichten aufmerksamer verfolgt, Zeitungsartikel ausgetauscht, Informationsveranstaltungen besucht.

Mit dem Einzug haben die Geschichten und Nachrichten Gesichter bekommen. Es sind nicht mehr „die Flüchtlinge“, wir sprechen von Emilia, Richard, Dennis, Justin und Ernestina. Bilder von Flüchtlingen auf Schlepperschiffen im Mittelmeer haben eine andere Bedeutung, wenn man sich fragt: Waren die unseren auch auf so einem Schiff? Die Kinder unterhalten sich auf Italienisch, die meisten Familien haben vor ihrer Einreise nach Deutschland in Italien gelebt, ohne da mehr zu erzählen. Auch

sonst hören wir wenig über die persönlichen Hintergründe. „Die Flüchtlinge auf dem Mittelmeer“ – das ist viel weiter weg als der dreizehnjährige Gideon, den wir im Treppenhaus treffen. Wenn diskutiert wird, ob und wie jungen Flüchtlingen eine Ausbildung und ein Bleiberecht gewährt werden kann, lautet für uns die Frage: Werden die fünfjährige Hilda und der neunjährige Dennis auch nach dem Abschluss der Schule, nach Erreichen der Volljährigkeit hier bleiben können? Haben sie eine Zukunft in Deutschland? Wir sind nicht mehr distanziert. Wir haben Partei ergriffen für die Armen, für die Flüchtlinge.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Unsere neuen Mitbewohner haben unsere Räume verändert: Unten im Raum neben der Haustür stand lange ein Fuhrpark von Kinderwagen. Im Eingangsbereich sitzen immer neue Gesichter – mal ehemalige Bewohner, die zu Besuch kommen, mal unsere Familien, mal irgendwelche Besucher, auch junge oder ältere Männer, die auch irgendwie dazu gehören. Wir fragen nicht nach. Die Treppe hinauf in den dritten Stock zieren Kinderpuppen, verlorene Kinderschuhe oder Kekskrümel. Und natürlich haben die Kinder längst alle Lichtschalter und die Hausglocke entdeckt. Es gibt aber auch mehr geschlossene Türen, wir lassen unsere

Handtaschen nicht mehr offen stehen. In der Küche steht die Keksdose für die Kinder, aber unser Wohnflur ist „Privatbereich“ und damit tabu für unsere Mitbewohner. Auch wir betreten nicht ungefragt den dritten Stock. Wir sind nicht mehr „Herren im Haus“; wir sind Mitbewohner.

Und es ist nicht mehr still im Haus! Im Flur hören wir das Lachen der Kinder. Bei der Arbeit am PC hören wir es über uns trappeln, der Ball knallt auf den Boden, ein Kind brüllt. Nachts, beim Einschlafen, hören wir das Neugeborene schreien. Statt „stiller Gebetszeiten“ gibt es immer wieder Stoßgebete: „Lieber Gott, was auch immer die da oben grade umwerfen – pass auf, dass sie sich nichts tun!“

Unsere Rollen haben sich verändert: Wir haben zwar keine festen Aufgaben übernommen, aber die Schwestern, die tagsüber mehr im Haus sind, vor allem unsere älteste Mitschwester, sind stärker eingebunden, werden zuerst informiert, wenn etwas vorgefallen ist oder ansteht. Wir anderen, jüngeren Schwestern, die tagsüber außerhalb arbeiten, sind damit herausgefordert, anders den Kontakt zu suchen – etwa eben mit Plätzchenbacken oder Fahrradreparieren.

Unsere Hauptaufgabe ist: Nachbarn sein. Wir tragen mal den Müttern die Tüten rauf, freuen uns über die Neugeborenen, backen zu Weihnachten Plätzchen und gehen mit den Älteren auch schon mal ins Fußballstadion – dank netter Unterstützung eines ehrenamtlichen Helfers.

Armut, Keuschheit und Gehorsam klingen anders, seit wir mit Flüchtlingsfamilien zusammenleben: Was ist unser Gehorsam gegenüber dem einer Mutter, eingespannt in die Bedürfnisse der Kin-

der, die Zukunft vorgegeben vom Asylverfahren? Wie arm leben wir, wenn über uns eine Flüchtlingsfamilie zu dritt und mit vier Koffern Gepäck einen einzigen Raum bewohnt? Wie leicht ist der Verzicht auf Familie, wenn wir jetzt mitten zwischen Schwangeren, Babys, Kleinkindern und Schulkindern leben? Unsere Flüchtlinge fragen uns in unserer Lebensweise an; gleichzeitig dürfen wir ein bisschen an ihren Familienalltag teilhaben.

Schließlich hat sich auch unser Gebet verändert. Wenn wir mit dreien der Kinder zum Krippenspiel gehen und zu Hause vier Neugeborene sicher und geborgen in Deutschland schlafen, liest sich die Weihnachtsgeschichte anders: Jesus im Stall geboren, unterwegs; Maria und Josef auf der Flucht nach Ägypten. Durch das Leben, das nun im Haus spürbar ist, kommen auch andere Themen nah. Manchmal blitzt auch das Leid der Mütter durch – ihre Hilflosigkeit im fremden Land, ihre Sprachlosigkeit im deutschen Formularalltag. Die Mütter haben für ihre Kinder alles aufgegeben, leben in einem fremden Land, weit weg von den Wurzeln und Angehörigen. Was bedeutet da Hoffnung, Vertrauen? Was können wir schon geben?

Mit den Flüchtlingen leben wir Schwestern näher an unserer Berufung. Unsere Ordensgründerin Mary Ward lebte selber als Engländerin in der Fremde, in Italien, Deutschland und Österreich. „Die Armen lieben, in dieser Liebe bleiben, mit ihnen leben, sterben und auf-erstehen. Das war das Ziel von allem Tun Mary Wards“, steht auf ihrem Grabstein. Mit unserem Flüchtlingswohnheim in Hannover stehen wir in ihrer Nachfolge.